

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1908

59 (10.3.1908) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 20

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 20.

Karlsruhe, Dienstag den 10. März 1903.

28. Jahrgang.

Die Ortsbewegung der Lebewesen.

Von M. S. Waage (Friedrichshagen).

Der Ortsbewegung ist die gesamte Körperwelt ausgesetzt. Man muß jedoch zwei wesentlich verschiedene Arten der Ortsbewegung unterscheiden, nämlich die willkürliche und die unwillkürliche.

Die unwillkürliche Ortsbewegung, die eigentlich bloß eine Ortsveränderung ist, wird durch die Wirkfamkeit der verschiedensten Kräfte der Elemente, des Wassers, der Luft, der Schwerkraft usw. hervorgerufen und ihrem Einflusse vermag kein Körper sich zu entziehen, sobald er in dem Kreis ihrer Tätigkeit sich befindet. Die willkürliche Ortsbewegung dagegen, die Fähigkeit gewisser Körper, ihre Lage unabhängig von äußeren bewegenden Einflüssen zu verändern, kommt allein den Tieren zu. Sie besitzen aber auch besondere Organe, die allein dazu bestimmt sind, ihren Eigentümer zu tragen und ihn nach seinem Willen fortzubewegen.

Im Pflanzenreiche treffen wir zwar auch auf verschiedene, anscheinend nach einem bestimmten Plane ausgeführte, dem Leben der Pflanzen dienende und den Zwecken ihres Gedeihens und ihrer Fortpflanzung entsprechende Bewegungen, die auch scheinbar unabhängig sind von den allgemeinen Naturkräften, welche die Bewegungen der übrigen Körperwelt mit Ausnahme des Tierreiches hervorgerufen. Allein, da den Pflanzen besondere Organe für diese Bewegungen abgeben, dieselben auch gar nicht ihrer Willkür unterworfen sind, sondern zu ganz bestimmten Zeiten regelmäßig wiederkehren, so können sie nicht den willkürlichen Bewegungen, wie das Tier sie ausführen kann, gleichgestellt werden. Sie hängen vielmehr jedenfalls nur von Einwirkungen bestimmter außerhalb der Pflanze liegender Naturkräfte ab, die stets zu der Zeit in Wirkfamkeit treten, an welche eben der Eintritt der Bewegungsercheinungen geknüpft ist.

So verhält und rätselhaft uns auch noch vielfach diese Vorgänge sind, namentlich in betreff des Zusammenhanges zwischen Ursache und Wirkung, das eine ist unzweifelhaft, daß der Pflanze selbst kein Anteil an den Bewegungen zusteht, die sie ausführt. Sie macht dieselben ebenso mechanisch wie der Automat, nur sind uns leider zurzeit in den meisten Fällen die Fäden noch verborgen, durch welche die Natur dieselben leitet.

Zu diesen noch unerklärten und wunderbaren Pflanzenbewegungen gehören die Drehungen, welche viele Blumen machen, um sich mit ihrer Blüte der Sonne zuzuwenden. Bekanntlich hat ja die Sonnenblume ihren Namen der Eigentümlichkeit zu verdanken, daß ihr Blütenkolben der von Ost nach West wandernden Sonne folgt und so vom Morgen zum Abend einen Halbkreis beschreibt, nach Weggang der Sonne in seiner Stellung verharrt und sich des andern Tags ihr wieder zukehrt. Eine große Anzahl von Blumen öffnen und schließen ihre Blütenblätter zu bestimmten, vom Stande der Sonne abhängigen Tagesstunden und zwar so regelmäßig, daß man nach diesem Verhalten eine Pflanzenuhr zusammengestellt hat, weil fast jede dieser Pflanzen dies zu einer anderen Tageszeit tut, so daß man daraus auf die Tageszeit annähernd schließen kann.

Gewisse Pflanzen hat man als schlafende Pflanzen bezeichnet, weil sie ihre Blüten vor Sonnenuntergang schließen und am Morgen wieder öffnen. Von diesen öffnen sich einige nur bei wiederkehrendem Sonnenschein und verwelken, ohne sich wieder zu öffnen, sobald dieser einige Tage ausbleibt, andere hingegen schließen ihre Blüten auch dem bloßen Tageslicht auf, wiewohl nie so ganz vollkommen, wie den Strahlen der Sonne selbst. Bei einer Gattung der Mimosen legen sich die Blättchen gegen Abend an den Zweig an, der sich alsdann herabsenkt, um sich erst am Morgen wieder aufzurichten; eine andere faltet ihre Blätter, sobald sie berührt werden, zusammen.

Bei gewissen niederen Wasserpflanzen (z. B. der Vallisneria spiralis) rollt sich zur Zeit der Befruchtung der spiralig zusammengewundene Stengel, welcher die weibliche, im Grunde des Wassers sitzende Blüte trägt, auf, um sie auf die Oberfläche

gelangen zu lassen, woselbst sie sich entfaltet. Die männliche Blüte löst sich darauf von ihrem ebenfalls im Grunde wurzelsitzenden Stengel los, steigt in die Höhe und treibt, vom Wasser bewegt, einer weiblichen Blüte zu, der sie den befruchtenden Staub zu trägt und befruchtet dann. So begegnen wir im Leben der Pflanzen noch manchen ähnlichen ganz erstaunlichen Vorgängen, die aber dennoch nicht als Neuheiten einer benutzten Selbsttätigkeit gelten dürfen.

Willkürliche Bewegungen, wie das Tier sie macht, kommen allein durch die Tätigkeit des Willens zustande, welcher vermittelt der Nerven auf die bewegenden Organe wirkt. Kann der Wille nicht mehr auf das Bewegungsorgan wirken, wenn z. B. die Nerven des betreffenden Organs beschädigt oder getötet sind, so kann die Bewegung nicht mehr erfolgen, selbst wenn die äußeren Verhältnisse eine solche erfordern. Scheinbar unbewußt entzieht der Mensch seine Hand dem brennenden Feuer, aber selbst diese plötzliche Handlung ist ein Ausfluß des Willens, der im Gehirn tätig ist; denn wenn die Nerven, die die Verbindung zwischen dem Willen und dem Organe herstellen, gelähmt sind u. dergl., so kann dieselbe nicht mehr erfolgen. Ist dagegen ein Teil vom Körper bis auf die Nerven getrennt, so bleibt er solange dem Willen unterworfen, als seine Nerven gesund bleiben. Die Pflanze aber besitzt keine Nerven, durch deren Vermittlung sie ihren Willen zu Bewegungen in Ausführung bringen könnte, sie kann somit auch gar keinen Willen haben und die Bewegungen, die sie vollzieht, müssen demnach auch unwillkürlich sein.

Die Bewegungsorgane der verschiedenen Tiergruppen zeigen, entsprechend der großen Mannigfaltigkeit, welche in ihrer Organisation herrscht, große Verschiedenheiten in ihrem Bau und ihrer Wirkungsweise. Stets sind es die Hände und Füße, welche zugleich zum Zwecke der Bewegung verwendet sind, mit alleiniger Ausnahme des Menschen, bei dem nur die untersten Gliedmaßen mit der Fortbewegung betraut sind; die Gestaltung der Gliedmaßen ist genau der Art der Bewegung entsprechend, die sie auszuführen haben. Die Art der Bewegung aber hängt ab von dem Elemente, in welchem das betreffende Tier sich aufhält. Die Tiere bewegen sich aber auf dem festen Lande oder in der Luft oder im Wasser, und zwar sind viele ausschließlich auf eines der genannten drei Elemente beschränkt, andere dagegen vermögen abwechselnd in zweien derselben ihren Aufenthalt zu nehmen, wie z. B. die Frösche, einige haben sogar die Fähigkeit, sich in allen dreien zu bewegen, wie z. B. die Wasservogel.

Je nachdem, ob die Ortsbewegung des Tieres auf dem festen Lande, in und auf dem Wasser oder in der Luft geschieht, bezeichnen wir sie als Gehen, Schwimmen oder Flug. Jede einzelne dieser drei Bewegungsweisen zeigt bei den verschiedenen Tiergruppen ganz wesentliche Eigentümlichkeiten, die mit ihrer übrigen Lebensweise im engsten Zusammenhange stehen und demgemäß findet sich bei einer jeden eine entsprechende Umgestaltung der Gehwerkzeuge.

Der Weg des Volkes zur Kunst.

(In Anlehnung an den Aufsatz „Volk und Kunst“ vom 15. Febr.)

Langsam nur wuchs es vorwärts gehen mit der Kunst im Volk. Doch zäh ausharren müssen alle Menschenfreunde bei dieser Arbeit. Nein, nicht gezwungen werden sie's tun, o nein, sie können nicht anders, wahre Menschenfreunde, sie müssen's tun, weil eine mächtige, eine unerschöpfliche Liebe zu den Nebenmenschen sie nicht untätig werden läßt für die Mitarbeit zur Volkswohlfaht.

Manche werden den Kopf schütteln, wenn sie lesen von diesen meinen Gedanken, sie werden denken und sagen, als hätte ich nie hineingesehen in's Leben der Masse, als hätte ich nicht in Berücksichtigung ziehen die großen wirtschaftlichen Fragen, die dem Volk zunächst am Herzen liegen. Du läufst dich! Gerade jene materiellen Interessen, gerade jene ersten Fragen für die

Viele großen Verlust. Nach der letzten Nummer wollte der Applaus überhaupt kein Ende nehmen. Darauf der Hausherr hocherfreut zum Künstler: „Sie hören den Künstler! Wägen Sie nicht, verehrter Meister, etwas zugeben?“ Darauf antwortete der Sänger: „Ach Hnen, verehrter Hausherr!“

Was ist Schönheit? Nach einer an heiteren Zwischenfällen reichen Verhandlung, die sich um die Frage dreht, was Schönheit sei, hat eine Chicagoer Jury die Heiratsvermittlerin Frau Goodenough des Betruges schuldig befunden. Der Geschädigte war ein Farmer, der kürzlich eine Witwe geheiratet hatte auf die schriftliche Garantie der Frau Goodenough, daß die Witwe wohlhabend und schön sei. Mit der Schönheit muß es aber nicht sonderlich bestellt gewesen sein; denn der Farmer behauptete, er sei betrogen worden und stellte Strafantrag. Frau Goodenough führte zu ihrer Verteidigung an, ihre Garantie besage nichts weiter, als daß die Witwe schön genug für den Kläger gewesen sei. Die Geschworenen verlangten, Frau Grable zu sehen, und als das geschehen war, sprachen sie einstimmig ihr „Schuldig“ aus. — Wir finden, daß diese Richter sehr ungalante Menschen sind.

Ein neuer Frühlingsbote. Dem Hinterländer Anzeiger, dem amtlichen Kreisblatt für den Kreis Wiedenlopf, wird aus Madenbach geschrieben: „Als die ersten Frühlingsboten sind drei Hengste des Landgestüts Dillenburg bei uns eingezogen. Sachverständige versichern uns, daß das Material dieses Jahres hervorragend sei.“ Hengste als Frühlingsboten, das ist nicht übel. Hoffentlich kommen sie an Stelle der Schmetterlinge und Matläser auch bald in die Redaktionen der Kreisblätter geflogen.

Gegen eine starke Zumutung hatte ein Schmied der Pariser Vorstadt Villejuif den gerichtlichen Beistand angerufen. Seit 22 Jahren war ihm nämlich seine Gattin verloren gegangen, und man kann sich nun sein entrüstetes Erstaunen denken, als sie ihm vor kurzem mit — dreizehn Kindern wieder ins Haus kam. Er weigerte sich entschieden, als der gefekmäßige Vater dieser Dreizehn angesehen zu werden und strengte deshalb ein Verfahren vor dem Zivilgericht an. In diesem wurde ihm die Genußung zuteil, daß den dreizehn Spröhlingsen das Recht abgesprochen wurde, seinen Namen zu führen, und daß die bezüglichen Minderungen in den Standesamtsregistern vorzunehmen sind.

Ratgeber.

Obst- und Gemüsebau.

Wohin setzt man Obstbäume? Ein altes Sprichwort sagt: „Im kleinsten Raum pflanz' einen Baum und pflege sein, er bringt's dir ein.“ Doch ist nicht jeder Boden geeignet zur Baumzucht. Milder Lehm, Mergel und leichter Sand sind die geeignetsten Bodenarten. Auch Ton, wenn er nicht zu fett ist, sagt den Bäumen gut zu. Wo der Wasak, der Jurakalk und der Sandstein zerklüftet liegt, kommen die Bäume auch fort. In einem Wasaktrübe sah man die Wurzeln der darüberstehenden Bäume 20 Fuß tief eingedrungen. In seinem Formlande, wie ihn die Eisenhütten brauchen, sah man 20 Fuß lange Wurzeln eines Apfelbaumes, welcher an einem steilen Abhange stand. Wo aber der Fels dicht und mäßig liegt, wo Tuff in einer Masse den Hügel füllt, oder wo der Sanduntergrund so dicht steht, daß man ihn mit dem Pickel herausheben muß, da verkümmern die Bäume und werden brandig. Noch schädlicher ist den Obstbäumen ein nahe, namentlich brackisches Untergrundwasser. Todenen, tiefen Boden, Licht, Luft und Sonne will der Obstbaum haben. An Hängen gedeiht er am besten, weil da die Luftwurzeln, das heißt die Wurzeln nahe an der Luft, recht viele werden. Terrassen zeigen deshalb auch Prachtbäume.

Petersilie. Der Samen der Petersilie liegt bekanntlich lange, ehe er aufgeht und ist daherhalb ein recht frühzeitiges Säen sehr anzuraten. Man nehme daher die Aussaat schon im März vor, sobald nämlich der Boden abgetrocknet ist und ein Bearbeiten zuläßt. Von Petersilienforten sind die kraus- und gefüllblättrigen besonders zu empfehlen, indem sie sich von dem giftigen Schierling leichter unterscheiden, als die gewöhnliche einfachblättrige Petersilie.

Vogelzucht.

Beim Anlegen einer Kanarienhede rechnet man im allgemeinen mit dem Raum von etwa 1,50 bis 2 Kubikmeter ein

Männchen und drei Weibchen zum „Einwurf“, und bei größerem Raum eine entsprechende Anzahl. In Hinsicht der Zahl der Weibchen gehen die Meinungen der Züchter weit auseinander. Es wird jedenfalls am richtigsten sein, wenn man sich nach der Eigentümlichkeit eines jeden Vogels richtet und den Männchen der größeren, meistens ruhigeren, matten oder sauberen Rassen, nur je ein Weibchen, und denen der kleineren, lebhafteren Rassen, je nachdem sie feurig und lebendig sich zeigen, zwei bis drei Weibchen gibt.

Gemeinnütziges.

Als ein Brandwundmittel von ausgezeichneter Wirkung empfiehlt man eine Lösung von Tannin (Gerbsäure) in Aether. Die Lösung, welche so dick sein muß, daß sie Sympliciumstiftens besitzt, wird ebenso wie das früher häufig benutzte Kollodium auf die Wunden aufgespritzt. Es bildet sich dann ebenfalls ein Häutchen, welches vor dem genannten jedoch den Vorzug besitzt, daß es sich nicht zusammenzieht und steif wird. Dieses Mittel, das übrigens in der Apotheke hergerichtet werden muß, soll die beftigten Schmerzen stillen und einen sofort trocknen, diegfamen Ueberzug über die Wunde geben.

Literatur.

Von der Gleichheit ist uns Nr. 5 des 18. Jahrgangs zugegangen. Aus dem Inhalt dieser Nummer heben wir hervor: Arbeit und Kapital in der Textilindustrie. Von S. Jädel-Werlin. — Zwei treue Kämpfer des Proletariats. — Arbeitskammern als Mittel zur Vergevaltigung der Arbeiter. Von Gustav Koch. — Zur Gebarmenfrage. Von M. St. — Eine freigeiprochene Utentäterin. Von L. Ky. — Sächsische Fabrikinspektion 1906. Von S. Pl.

Für unsere Mütter und Hausfrauen: Ewig jung ist nur die Sonne. Von Konrad Ferdinand Meyer. (Gedicht). — Etwas vom Leben. Von Hannah Dorff. II. — Das Armenbegräbnis. Von einem Arbeiters. (Gedicht). — Die Hygiene des Mundes im Kindesalter. Von Dr. Ch. — Die Mutter als Erzieherin. — Das verlassene Mädlein. Von Eduard Mörike. (Gedicht). — Kinderpflege.

Vom „Wahren Jakob“ ist uns die 5. Nummer des 25. Jahrganges zugegangen. Sie enthält zunächst ein vorzügliches Porträt des verstorbenen Genossen Karl Klotz nebst einem warm empfundenen Nachruf.

Die Sozialdemokratie im Münchener Rathaus betitelt sich ein soeben im Verlage von G. Vief u. Co. m. b. H. in München erschienenenes Handbuch für Gemeindevähler (Preis 1,30 M.), das vom sozialdemokr. Verein München herausgegeben ist. Das Handbuch bietet allen in den Gemeinden wirkenden, sowie den sich für sozialdemokratische Gemeindepolitik interessierenden Genossen ein sehr reichhaltiges und übersichtlich geordnetes Material, das überall, besonders gegen rückständige Verwaltungen, vortreffliche Dienste leisten wird.

Aus den Wigblättern.

„Jugend“.

Eine Dame will in Mannheim eine Straße passieren und gerät zwischen zwei Parteien von Jungen, die Russen und Japaner spielen. Es wird kritisch für sie zwischen dem „Hurra“ und „Banzai“. Da springt einer der Generale vor, der die Situation überblickt und kräft befehlt: „Waffestillstand, bis die Frau durch ist!“

Zum bayerischen Gehaltsregulativ. „Die Beamten san aufbessert wor'n“, sagte der Münchener Wäckermeister Meier, „jezt kann i die Semmeln wieder a bissl kloaner mach'n!“

Der erste Gärtner. Der Frau Pastor war es höchst unangenehm, daß ihr Gärtner, ein junger, fleißiger Mann, nicht verheiratet war. Erstens bewohnte er das abgelegene Gärtnerhaus und zweitens hatte sie zwei schöne Mädchen im Dienst, denen er gefährlich werden konnte. Verschiedenemal hatte sie ihm das Glüd der Ehe gewünscht. „Weißt du auch, Johann“, sagte sie eines Tages, „daß der erste Gärtner, der jemals lebte, eine Frau hatte?“ „Jawohl“, war die Antwort, „er verlor aber bald seine Stellung durch sie.“

Buchdruckerei des „Volksfreund“, G. & C. E.

Wohlfahrt der Menschen, geben mir den unerfütterlichen Gedanken, daß etwas in's Volk, in seine Entwicklung müsse getragen werden, daß ihm reine und unverfälschte Freude werde, eine Freude, die sich verweilt in's Alltagsleben und die den Menschen der Masse mehr als bisher erkennen läßt, daß auch für ihn die Tore in den Schönheitsgarten der irdischen Erde offen sind. Ich meine damit, daß auch dieser Mensch mit Liebe darauf hingewiesen werden soll, daß auch seine Seele und sein Herz empfänglich seien für die Schönheit in der Natur, für die Schönheit der Kunst.

Und die Wege, die zu dem Ziele führen, das ich so heiß erwünsche? Es sind ihrer so viele. Du sollst bemüht sein, das, was in dir selbst als reine Freude an Natur und Kunst lebt, hinüberzutragen in die Seele der Menschen, mit denen du tagtäglich im Verkehr bist. Nicht in schönen Lobsprüchen, die ohne Verinnerlichung preisen die Werte der Kunst und die Schönheit der Natur, sollst du dich ergeben, nein, was in dir ganz verschmolzen ist zu schöner Empfindung für das Reine und Schöne im Leben durch eben jene Schönheit, das trag' in dein ganzes Leben, in dein ganzes Sichgeben hinein. Wenn du so dann sprichst von der Schönheit der Natur und der Kunst, so wirft du den Weg zum Herzen des Menschen finden, den du für die wahre Schönheit des Lebens gewinnen willst. Das ist Einzelarbeit, die der wichtigste Punkt in der Frage überhaupt bleibt.

Sieh' doch einmal die Kunst in der Malerei an! Nehme dir einmal irgend ein Kunstblatt aus einem alten Meister, oder irgend einem anderen wahren Künstler vor, dessen ethischen Zweck du besonders in deine Seele aufgenommen hast. Nimm einmal Vollmanns „Wogendes Kornfeld“ vor. Wenn es dir gelungen ist, dich in die Gedankenwelt des Künstlers zu versetzen, hast du dann nicht erkannt, daß die glühende Seele des Künstlers in dieser schlichten Schönheit möchte sprechen von Menschenliebe, von Frieden und von einer reinen Freude, deren doch alle, alle Menschen mögen teilhaftig werden? Siehst du nicht aus diesem Gedankengang, daß du die Tiefe von Kunst und von Schönheit nicht zu ergründen vermagst, wenn du meinst, sie — Kunst und Schönheitsgefühl — nur finden zu wollen in sogenannten Kunstkreisen? O nein, diese Liebe und diese Freude möchte alle, alle Menschen dieser Erkenntnis teilhaftig sehen. Fühlst du nicht, wie nahe sich diese Menschen kommen müßten so? Fühlst du nicht etwas davon, daß in dieser Schönheit und in dieser Liebe keine Misachtung in irgend einer Menschenseele bleibende Stätte finden kann und daß die Menschen aller Schichten die gleiche Beachtung verdienen, weil diese Menschen alle eine unsterbliche Seele in sich tragen? Lerne diese Gedanken in dich aufnehmen und dein ganzes Leben wird davon durchwirkt, daß die Menschen alle möchten doch teilhaftig werden der Schönheit für Natur und Kunst. Denn sie — Kunst und Natur — vermögen in ihrer Reinheit Liebe in die Seele des Menschen zu tragen.

Versuche Verständnis in die Hütte des armen Mannes für Natur und Kunst zu tragen, gib ihm Betrachtungen über sie zu lesen, versuche eine billige Wiedergabe eines schönen Kunstwertes als „Bild“ in die Stube des kleinen Mannes zu bringen, sage ihm, wo er diese Wiedergaben erhalten kann, zeige ihm die Schönheit der Natur, sprich ihm von wahrer Freude, von inniger Nächstenliebe! Und eine Befriedigung wirst du so in dir tragen, die du nicht hergeben möchtest um alles Geld und um alle Güter der Welt.

O. H.

Aus allen Gebieten.

Kunst und Wissenschaft.

Aus Ada Negris Jugendzeit. Im Festsaal des Palazzo Madama in Turin sprach dieser Tage abends Ada Negri, die italienische Proletariatsdichterin, über das Thema „Zwei Verurteilter Frau“. In ergreifenden Worten leitete sie ihre Ausführungen mit der Schilderung ihrer Jugenderlebnisse im Krankenhaus ihrer Vaterstadt, in dem ihre Mutter gepflegt wurde, ein. Sie erzählte von den damals erhaltenen Eindrücken, als wären sie nicht ihre eigenen, sondern die eines andern Mädchens gewesen, eines blaffen, verschlossenen Geschöpfes, das ein hartes Leben schweigend gemacht hat. „Sie war arm“, fuhr sie fort, „und ihre Mutter, die in einer Fabrik arbeitete, mußte, als sie krank wurde, in das Spital gebracht werden. So blieb das braunäugige Mädchen einsam in der dumpfen Stube, und nur

zweimal wöchentlich durfte sie die Mutter im Krankenhaus besuchen. Aber die Ärzte erlaubten ihr, den ganzen Abend bei der geliebten Patientin zu bleiben. So gewöhnte sich dieses Mädchen nach und nach an das traurige Schauspiel des Siechtums und schloß sozusagen Freundschaft mit dem Tode, dessen Schönheit sie kennen lernte, der für sie in Synonym mit dem Begriff Frieden wurde. Und die opferfreudige Tätigkeit der Krankenpflegerinnen im geistlichen und weltlichen Kleide erfüllte sie mit hoher Bewunderung, so daß sie sich zu diesem edlen Beruf hingezogen fühlte. Oft sagte sie sich: ich will Ärztin oder Krankenpflegerin werden. Doch sie wurde keines von beiden, sondern folgte ihrem Schicksal, das es anders wollte. Zu arm, um sich dem medizinischen Studium zu widmen, zu wenig bemüht, um das schwere Amt der Krankenpflege auf sich zu nehmen, bewahrte sie aber dennoch für diese beiden Berufe ein unverändertes Gefühl von Ehrfurcht und dachte immer, daß die Heilkunst, die Lehrtätigkeit und die Krankenpflege jene Berufe seien, in welchen die Frau ihre Liebe beweisen und sich selbst aufriedenstellen kann, wenn es auch ihr eigentlicher Beruf ist, des Mannes Schwestern Trost zu bringen und ihre Seelen zu bessern.

In berebten Worten fuhr dann Ada Negri fort, die schönen Seiten des Berufes der Krankenpflegerin zu schildern und auf die weltlichen Krankenpflege-Institute des Auslandes hinzuweisen, die Mädchen aus den besten Familien in diesem schwierigen Beruf unterrichten. In Italien sei hier noch eine empfindliche Lücke vorhanden. Die Frau könne aber noch eine andre Mission der Liebe ausüben: in den Strafanstalten für Frauen den gefallenen Schwestern Trost zu bringen und ihre Seelen zu bessern.

Statistisches.

Was der Krieg in Marokko kostet, darüber stellt die „Lectures pour Tous“ eine interessante Berechnung auf. Vom algerischen Armeekorps stehen 5200 Infanteristen, 1000 Reiter, 700 Artilleristen, 350 Hilfsbeamte und Sanitätsoldaten, 200—300 Eingeborene und 400 Offiziere im Feld. Mit dem Tage der Mobilisation empfing jeder Offizier einen Monat Sold extra, 678 Fr. jeder Oberst, 469 jeder Major, 345 jeder Hauptmann usw. Das bedeutet zunächst eine Ausgabe von 150 000 Franken. Mit dem Ausmarsch tritt der Kolonialsold in Kraft, d. h. der Oberst erhält statt 22,50 Franken 35,50 und der Leutnant statt 7,50 Franken 13,50 Franken. Die Unteroffiziere erhalten eine Abfindung von täglich 1 Frank extra, die Soldaten eine Zulage von 10 Cent. Das bedeutet eine Mehrausgabe von täglich 2500 Franken für die Offiziere, 800 für die Unteroffiziere und 700 für die Soldaten. Dazu treten die Eingeborenen mit 1,25 Franken pro Tag. Außer dem Solde aber erhöhen sich auch die Verpflegungsrationen, die auf 750 Gramm Brot, 500 Gramm Fleisch oder 300 Gramm Fleischkonserven, 25 Zentiliter Wein, 100 Gramm Gemüse usw. festgesetzt sind. Die 10 000 Tagesrationen — jeder Subalternoffizier hat auf 1½, jeder Stabsoffizier auf 2 Nationen Anspruch — bedeuten eine Tagesausgabe von 15 000 Franken. Dazu treten gegen 2500 Franken Fouragelosten. Der Transport zum Kriegsschauplatz kostete 60 000 Franken. Ohne die hohen Kosten für Munition und Artilleriegeschosse zu berücksichtigen, erfordert jeder Tag in Marokko 19 000 Franken, so daß die 60 Operationstage vom 1. Dezember bis zum 1. Februar allein 1 570 000 Franken Extrausgaben verursachen, denn die gewöhnlichen Unterhaltungskosten sind bei dieser Berechnung nicht berücksichtigt.

Pflanzenkunde.

Wissenschaftliche Expeditionen im Jahre 1908. Eine ganze Reihe wissenschaftlicher Expeditionen wird in den nächsten Monaten ihren Anfang nehmen. Die Ausrüstung erfolgte teils von Universitäten, teils von privater Seite. Der Direktor des Savard-Museums, Professor Alexander Agassiz, geht nach Zentralafrika, um in den Gebieten der großen Innenseen seine biologischen Studien zu ergänzen. Das Field-Museum in Chicago bereitet mehrere Forschungsreisen vor. Der Kurator der anthropologischen Abteilung Dr. George A. Dorsey wird eine Reise um die Welt unternehmen, um verschiedene Forschungsreisen vorzubereiten, die zu einer Anzahl noch unklassifizierter Volksstämme führen. Zugleich wird der frühere Dozent an der Columbia-Universität Dr. Bertold Laufer im Auftrag des Field-Museums zu einer dreijährigen Studienreise nach Tibet aufbrechen. Eine Expedition zur Erforschung Südamerikas hat Dr. George Melville Winton organisiert. Mit einem besonders konstruierten und ausgerüsteten Schiffe wird er schon an-

fangs März von Boston auslaufen. Die Dauer dieser Reise ist auf fünf Jahre festgesetzt, und hervorragende Botaniker, Mineralogen, Ethnologen und Photographen werden daran teilnehmen.

Unter der Leitung zweier Professoren der Pariser Sorbonne begibt sich bis Mitte April eine kleinere Gesellschaft von Botanikern nach Korjika, um diese Insel einer gründlichen botanischen Untersuchung während der Monate Mai, Juni, Juli und August zu unterziehen. Zu dieser Forschungsreise wurde auch ein Mannheimer Botaniker, Herr Hauptlehrer Friedrich Zimmermann, eingeladen; er wird diesem Aufse nach bereits erhaltenem Urlaub auch Folge leisten. Wenn es die Zeit erlaubt, werden auch Cardinien und Tunis besucht werden, und es wird den Teilnehmern ohne Zweifel gelingen, mit neuen Feststellungen über die dortige Pflanzenwelt zurückzukehren.

Gesundheitspflege.

Körperhaltung nach dem Essen. Die alte medizinische Schule von Salerno hat bezeichnend den Spruch aufgestellt: „Nach dem Essen sollst du stehen oder tausend Schritte gehen.“ Diese Ansicht wird in den „Blättern für Volksgesundheitspflege“ als die richtige betont und die jetzt sonst noch vielfach gebräuchliche, daß man nach dem Essen ruhen, resp. liegen soll, bekämpft. Der aufrecht organisierte Mensch wird nämlich beim Liegen, den Speisefrei nicht so vollständig mit den Magenwänden in Verührung bringen, wie es für den Verdauungsprozeß notwendig ist, und auch die Weiterbeförderung in den Darm wird beim Liegen, sei es auf der rechten Seite oder auf der linken, unbedingt verzögert. Wenn eine Liegend verbrachte Mittagsruhe nicht gut bekommt und sich ein Gefühl der Bälle, sowie ein unangenehmer Kopfdruck mit Schwindelgefühl, ein wüster Kopf, einstellt, so mögen die Betroffenen das ruhig auf den gemachten Fehler zurückführen. Ein kurzer Spaziergang ist nach jeder Mahlzeit, besonders aber nach einer reichlichen, unbedingt das Beste, weshalb man von einer „Verdauung durch die Beine“ redet. Mindestens aber sollte man sich mit dem Sitzen begnügen und im Sitzen, nicht im Liegen, seine Verdauungsruhe halten.

Das gilt für gesunde Menschen, während sich Kranke sorgfältig nach den Angaben ihres Arztes richten müssen.

Allerlei.

Der König auf der Flucht. Anläßlich des 60. Jahrestages der Pariser Februarrevolution schildert ein Mitarbeiter des „Petit Parisien“, wie der „Bürgerkönig“ Louis Philippe damals von Paris nach England floh. „Ich erinnere mich“, schreibt er, „daß vor einigen Jahren ein alter Arbeiter in recht drolliger Weise erzählte, wie er in dieses historische Abenteuer verwickelt worden war. Der König, der die Tuilleries heimlich verlassen hatte, konnte den Wagen, der ihn auf der Place de la Concorde erwartete, nur mit großer Mühe erreichen, und die Aufregung des Volkes war so groß, daß die von General Dumas geführten Kavalleriegeschwadronen nur wenig zu seinem Schutze beitragen konnten. In diesem Augenblick näherte sich ein Blusenmann — es war der Erzähler der Geschichte —, machte sich mit dem Ellbogen energisch Platz und hob den gestürzten König in den Wagen, dessen Tür er rasch ins Schloß warf. Dieser Weisstand in einem so kritischen Augenblick rührte den König, und er sagte seinem Beschützer herzlichen Dank. „O! Sie brauchen mir nicht zu danken“, erwiderte der Arbeiter. „Ich tat es nur, um ganz sicher zu sein, daß Sie abreisen!“ Die Reise des fliehenden Königs war höchst dramatisch, und doch hatte er wahrscheinlich nicht viel riskiert, wenn er festgenommen worden wäre. Die provisorische Regierung lechzte durchaus nicht nach seinem Blut und war ganz zufrieden, als sie erfuhr, daß er in England angekommen sei. Die Flucht ist ihm allerdings nicht leicht geworden.

Vom Schlaf. In der kleinen, trefflichen Schrift „Der Schlaf des Anderen“ (Verlag Karl Marchold, Halle a. d. S.) kommt Dr. P. Kronthal zu folgenden Definitionen über den Schlaf: Schlaf ist der vorübergehende Zustand, in dem die meisten Reflexe herabgesetzt bis aufgehoben sind. Die Ursache des Schlafes soll durch den Zustand der Großhirnrinde, speziell deren Zellen, bedingt sein, aber jener bekannte Hund von Goltz, dem die Großhirnrinde bis auf kleine Reste des Schlafenslappens entfernt war, schlief wie ein normales Tier. Also kann weder der Zu-

stand der Großhirnrinde, noch überhaupt die Existenz einer Großhirnrinde für den Schlaf von Bedeutung sein. Wäre die Schlafmöglichkeit an die Existenz eines Großhirns gebunden, so könnten Tiere ohne ein solches keinen Schlaf haben. Wir finden alle Organismen zeitweise im Schlafzustand, im Zustand herabgesetzter bis aufgehobener Reaktion. Ermüdung setzt die Reaktionsfähigkeit eines Organismus herab. Deshalb geraten nach andauernden Erregungen einzelne Zellen, also Organismen ohne jedes Nervensystem, genau so in Schlafzustand, wie Organismen mit Nervensystem. Das aus vielen Zellen zusammengesetzte Individuum, das Metazoon, schläft nicht, weil seine Nervenzellen eingeschlafen sind, sondern weil die es zusammensetzenden einzelnen Zellen ermüdet sind, in ihrer Reaktionsfähigkeit nachgelassen haben. Dies ist der Ermüdungs-schlaf, der physiologische Schlaf. Der Schlaf nach Morphium, Chloroform usw. ist ein pathologischer Schlaf, ein Giftschlaf. Dieser Schlaf ist auch nicht durch die Wirkung der Gifte auf Nervenzellen hervorgerufen, denn diese, Narcotica genannten Substanzen, wirken auf Organismen ohne jedes Nervensystem, auf vom Nervensystem isolierte Teile genau so wie auf Organismen mit Nervensystem. Die Narcotica lähmen jede lebende Zelle. Was bei Organismus Resler heißt, ist bei leblosen Körpern Reaktion. Kälte verlangsamt Reaktionen, Hitze beschleunigt sie. Ein Erfrierender wird ruhiger und ruhiger, schläft ein und stirbt; ein Verbrennender wird mehr und mehr erregt und stirbt im Erregungszustand. Der Erfrierende schläft ein, weil eben die Kälte die Reaktionen wie die Reflexe verlangsamt. Es gibt also einen Kälteschlaf. Der Erfrierende schläft nicht ein, weil die Kälte auf die Nervenzellen wirkt, sondern weil die Haut-, Muskel-, Blut- usw. Zellen erfrieren. Ein Organismus ohne Nervenzellen erfriert natürlich auch. Es gibt weiter einen physiologischen Kälteschlaf, den Winterschlaf.

Ein Problem von tiefster Bedeutung. Eine Guttemplerloge hatte vor kurzer Zeit eine Besprechung, in der eine hochwichtige Frage erörtert wurde: Der Geburtstag Wilhelms II. stand vor der Tür, und es wurde nun in der betreffenden Logensitzung in allem Ernst die Frage aufgeworfen, ob es einem Guttempler, der Beamter ist, gestattet sei, zur Feier des 1. 1. Geburtstages sein Wasser mit Wein zu färben, um in nicht verletzender Form diese Feier mitmachen zu können, da man bei solcher Gelegenheit doch wohl mit purem Wasser nicht toasten dürfe! —

Eine Stunde lang stritten sich die Ordensbrüder um diese kulturhistorische Blamage herum. Endlich wurde beschlossen, bei der Behörde des beamteten Bruders untertänigst anzufragen, ob es

1. eine Agl. Vorschrift gebe, die zum Besuch derartiger Feste zwingt,
 2. ob man in diesem Falle gezwungen sei, Wein zu trinken
 3. ob man in diesem Falle gezwungen sei, Wein zu trinken
- Man sieht, daß nicht nur Alkoholiker, sondern auch Abstinenzanten auf ganz eigenartige Weise zu schweren, schweren Kopfschmerzen kommen können.

Das schamlose Fragezeichen. Ein Polizeikommissar musterte im Dezember v. J. das Auslagenfenster eines Münchner Sanitätswarenhandlers und bemerkte einige Schachteln mit der Ueberschrift: Gummiartikel. Daneben lagen einige derartige Gegenstände. Der Kommissar trat in den Laden und forderte die Entfernung dieser Gegenstände, weil sie geeignet seien, das Scham- und Sittlichkeitsgefühl zu verletzen. Der Kaufmann entfernte die Gegenstände, ließ aber eine leere Schachtel mit der Aufschrift: Gummiartikel in der Auslage. Hinter dieser stand ein großes fettes Fragezeichen. Dieses Fragezeichen trieb andern Tags einem Kriminaler die Schamröte ins Gesicht, weshalb er gegen den Sanitätswarenhandler Anzeige wegen Vergehens gegen die Sittlichkeit erstattete. Das Gericht verurteilte Fuchs zu 10 Mark Geldstrafe mit der Begründung, daß die Ausstellung von Schachteln, deren Aufschrift hinreichend verständlich sei, und die Anbringung eines Schildes mit der Aufschrift Gummiartikel und dem Fragezeichen eine das Scham- und Sittlichkeitsgefühl verletzende Anündigung sei. —

Nach Ihnen . . . Einer der bekanntesten Industriellen Wiens — so erzählt das „Wiener Fremdenbl.“ — wollte seinen Gästen ein wenig Messchaert-Kunst bieten und bat den berühmten Sänger zu sich. Die Honorarangelegenheit war bald in der diskretesten Weise geordnet: ein Kuvert mit 600 Kronen; Programm: vier Lieder. Messchaert sang, und es gab nach jedem